

Iris.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Dritter Jahrgang.



Dienstag

(1827. N^{ro} 140.)

27. November.

Der Bettler.

(Erzählung von Savianus.)

(Fortsetzung von No. 139.)

Vasilio kam eines Abends nach Hause und fand seinen Oheim im Bette über einiges Grimmen klagend. Er eilte nach einem Arzte, kam mit ihm zurück und seines Oheims Grimmen hatte sich in eine starke Kolik verwandelt, deren zunehmende Wuth man aus seinem Winseln und ängstigen Bindungen deutlich entnehmen konnte. Der Arzt machte die Sache bedenklich und verschrieb dieß und jenes. Vasilio rannte umher, brachte die Arzneien, fragte alle Minuten, ob es nicht besser gehe, und wich nicht von dem Lager. Die Kolik ließ endlich etwas nach, der Arzt nahm den jungen Mann bei Seite und sagte ihm, er wisse nicht, ob die Gedärme nicht etwa in Brand übergegangen wären, fügte aber hinzu, in jedem Falle brauche der Kranke Ruhe, und müsse allein seyn. Hierauf entfernte er sich. Vasilio zog mit gepreßtem Herzen sein Sacktuch hervor, fing die heißen Thränen auf, die jetzt rasch und ungebändig hervorbrachen, wie ein neu entstandener Quell, der sich durch die hundertjährige Kruste der Oberfläche mit eigener Kraft und Gottes Gnade den Weg bahnt, und eilte in's Nebenzimmer. Hier warf er sich auf die Knie, faltete seine Hände gen Himmel, und flehte mit halb lauter schluchzender Stimme, Gott möge lieber ihn zum Opfer nehmen, er hätte es mehr verdient, und möge diesen liebenswürdigen Alten noch länger der Welt lassen, Gottes Ehre zu verherrlichen. — Der Bettler hatte Alles gehört, sprang gesund aus dem Bette, eilte in's Nebenzimmer, preßte seinen erklaunten Neffen an die Brust, und erklärte ihm, Alles sey Verstel-

lung gewesen, um sein Herz zu prüfen. — Er umarmte seinen Vasilio, der ihm die Krone seiner pädagogischen Bemühungen aufgesetzt hatte, und nun, da er ihn hinlänglich geläutert sah, trug er kein Bedenken ihm die verborgenste Falte seines Herzens aufzuschließen, und gab ihm sein Tagebuch zu lesen, welches nun auch dem geneigten Leser offen stehen mag. —

VIII. Enthüllungen

aus dem Tagebuche des Bettlers.

„Wozu halte ich denn ein Tagebuch? — Hat denn nicht jeder Mensch ohnehin schon zwei sehr wichtige Tagebücher? Das eine führt hoch über den Miriaden rollender Welten ein ernster Engel, um es einst vor einem Gerichte abzulesen, wo der Mensch geworden richtet und ein Universum den Beißiger macht; das andere soll ich wenigstens stets in den tiefsten Tiefen meines Herzens führen, und zwar bald als mein eigener Kläger, bald als mein eigener Richter, bald als fleißiger Maler, der alles Edle, Schöne, Große, was er sieht, fleißig darin aufzeichnet. So nun würde ein Tagebuch im Quartschuber überflüssig seyn, da der Mensch ohnedem eines im Duodezschuber seines Herzens aufbewahrt. Aber ich muß — indem ich hier gewissermassen eine Vorrede an mich selbst schreibe — weiter erinnern, daß ich es einem Wandrer, der eine gefährliche Bahn wandelt, zur heiligsten Pflicht anrechne, auf den gefährlichsten Punkten seiner Reise Warnungstafeln aufzustecken, in Waldbäche Steine zu werfen, daß sein Nachfolger sie besser durchwatet könne, auf den dürren Grasplätzen, wo er unter brennendem Durste seine Brodkrusten verzehrte, Bäumchen

zu pflanzen, damit es wenigstens nach 50 Jahren einem Zweiten besser ergehe und endlich an der schönen Jasminumschatteten Quelle, wo er am Abend frohen Muth und frische Kräfte sammelte, einen Kranz von Perpetuel und düftendem Quendel aufzuhängen. Indem ich aber nun diese heiligen Pflichten eines christlichen Wanderers erfüllen will, senkt ein trüber Gedanke, wie ein drückender Herbstnebel, sich auf meine Seele: „Du Thor! für wen schreibst du denn? — Der Einzige, dem du deine theuer erkauften Wahrheiten einprägen, dem du deinen mühevollen Lebenswandel als das kostbarste Erbe hinterlassen willst, den du wie deinen Sohn liebst — dein Basilio ist für dich verloren, und schleicht vielleicht in den Maulwurfsgängen des Lasters umher, während du ihm die Sonnenbahn der Tugend enthüllen willst? — Alles war in mir still, doch aus der festen Burg, die ich mir aus den Worten des Evangeliums in meiner Brust erbaut hatte, rief eine Stimme: „„das wird Gott lenken!““ und ich ergriff alsogleich die Feder, schrieb und hier ist meine Geschichte, wer auch immer ihr erster oder ihr letzter Leser seyn mag:“

„Ich bin in dem kleinen deutschen Dörfchen Lindenweilern geboren. Es gehörte damals einem alten launigen General, der wohl (Gott gebe ihm den Himmel) bereits gestorben ist. Diefem alten launigen aber biedern und christlichen Krieger hatte ich es zu danken, daß ich studiren konnte. Der alte General hatte in Lindenweilern eine Schule errichtet, die durchaus jedes Kind so lange besuchen mußte, bis es sich deutlich gezeigt hatte, welche Fähigkeiten, Kräfte, Tugenden oder Fehler prävaliren, wo dann der alte Herr seine weitem Anstalten zu treffen wußte. Der Schulmeister, größtentheils ein Autodidakt, hieß Heimchen und gab den Launen seines Patron's nicht viel nach. Er suchte uns in der frühesten Zeit Arbeit und Thätigkeit unentbehrlich zu machen, und zur Strafe gab er uns immer eine Berechnung unnützer Gegenstände auf; z. B. wie lange eine Heuschrecke brauche, um um die Welt zu kommen, oder wie viel Lotterielose auf eine Quadratklaster gehen. Hatten wir dann nach vielem Kopfbrechen und langer Zeit das Ding zu Ende gebracht, so sagte er: „„Sieh, liebe's Kind, wie viel Zeit du verloren hast, weil du dich nicht gut aufführtest!““ und warf die lange Rechnung, doch nach genauer Probe, in's Feuer. Den Religionsunterricht fing er nie zu früh und erst dann an, wenn der Durst des Bögling's nach der Kenntniß der

heiligen Myfterien auf das höchste gestiegen war. — Dann aber geschah es immer mit einer Art Feierlichkeit und Weihe, die wenigstens in meiner Brust ein unauslöschliches Denkmal zurückließ. Was uns aber vorzüglich an den biedern Heimchen fesselte, war seine niegetrübte Heterkeit und Laune. Bei jedem Fehler oder Laster suchte er uns nicht nur die Schlechtigkeit, sondern auch die Lächerlichkeit und logische Inkonsequenz desselben zu zeigen, und setzte so dem Schurken, den er auf die Bühne stellte, neben der warnenden Schandtafel auch eine Schellenkappe auf. Wir lernten die Moral nur in Aphorismen, die auf unsern geringen Wirkungskreis berechnet waren, aber sie waren mit so wichtigem Schlagshatten marquirt, daß wir sie auch in den wichtigsten Angelegenheiten als Canon gebrauchen konnten. So habe ich denn diesem Biedermann meine ersten Grundsätze und Kenntnisse, aber auch zugleich die ganze Richtung zu danken, die ich mehr oder weniger durch mein ganzes Leben behielt. Jetzt war der Linderweiler'sche Schulkurs zu Ende, der Baron glaubte in mir Anlagen zum Kaufmanne zu entdecken und schickte mich nach Frankfurt, wo ich mich in meinem Geschäfte tüchtig ausbildete, und in den Nebenstunden mit schöner Literatur und Philosophie beschäftigte. Der gute Heimchen hatte mir im Griechischen und Latein Anleitung gegeben und ich kultivirte beide Sprachen, durch Lektüre ihrer Classiker, so gut ich konnte. Ich erwarb mir die Liebe und das Zutrauen meines Prinzipals, hatte einiges Vermögen gesammelt, theils durch die kleine Erbschaft, die mir durch den Tod meines Vaters, eines ehrlichen Böttchers, zugefallen war, theils durch meinen eigenen Fleiß. Ich trat mit meinem Prinzipal in Gesellschaft und der Himmel gab seinen Segen; denn ich hatte in Kurzem so viel, daß ich mich selbst etabliren konnte. Ich trennte mich also von meinem Herrn, ging zuerst nach Mainz, dann nach Straßburg, wo ich mich etablirte. — Hier fing die gefährlichste Periode meines Lebens an. Die französische Luftphilosophie begann gewaltig herüberzuwehen, alle Augenblicke erschien eine Broschüre, die ich, wißbegierig, wie immer, mit Heißhunger verschlang. Der Scepticismus begann an den Grundpfeilern meines Glaubens zu rütteln, und schon hingen hie und da auf den fühlbarsten Seiten meines Herzens Eistropfen, die die Wärme meiner Religion schon kaum zu schmelzen vermochte. Dazu kam, daß auch mehrere deutsche Schriftsteller anfangen für die fränkischen Grundsätze in's Horn zu

blasen; besonders Einer, den ich aus christlicher Schonung nicht nenne; die Nachwelt hat ihn gerichtet! Auch hatte ich ein Alter erreicht, wo der Mensch am vollkommensten ist; ich war 26 Jahr alt, gesund, schön, reich und munter, und daher beständigen Schlingen ausgesetzt. Es war mit mir schon so weit gekommen, daß ich über manchen heiligen Gegenstand in Gesellschaften spottete, aber wahr ist es, daß, so oft ich nach Hause kam, alle Gewissenbisse in mir heftig erwachten, und nicht ein Mal warf ich mich dann auf meine Knie und bat den Himmel um seine Gnade. Zu dieser Zeit machte ich Bekanntschaft mit der Tochter eines Gutsbesizers in der Gegend von Straßburg. Sie war eine Französin, gebildet in allen schönen Künsten, die das weibliche Geschlecht zieren können, reich und schön, wie man eine Hebe malt. Ich bemerkte, daß ich ihr auch nicht gleichgiltig sey, und wir waren Mann und Weib, eh der Carneval verwechselt war. Jetzt war ich ganz verändert, ich las weder französische noch deutsche Broschüren, kümmerte mich weder um den Idealismus, noch um den Realismus, sondern nur um meine Emma. Sie war der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen meines Lebens vereinigten, ich dachte nur ewig sie und sie. Wir lasen zwar fleißig zusammen; aber keine lustigen Broschüren, sondern bloß Werke schöner Literatur. Sie machte mich mit ihrem Corneille und Racine, ich sie mit unserm Schiller, Goethe und J. Paul, der jetzt zum ersten Male, wie ein junger königlicher Nar, der Sonne entgegen slog, bekannt. Auch in meinen religiösen Ansichten hatte ich mich geändert; ich war legal ohne festen Glauben, die Religion interessirte mich nur in so fern, als sie poetisch ist; sonst beschäftigte sie mich wenig. Unsere Ehe blieb ein Jahr unfruchtbar; da nahm ich einen Sohn meiner verstorbenen Schwester, den ich früher im Lindenweilerischen Waisenhause hatte erziehen lassen, den zehnjährigen Basilio zu mir, ein Kind, voller Anlagen, mit einem weichen, jedes Eindruckes fähigen Herzen. Ich liebte und erzog ihn, wie mein eignes Kind, und meine freien Stunden waren zwischen Emma und Basilio getheilt. So nun lebte ich durch mehrere Jahre ein süßes Stillleben fort, aus dem ich endlich auf die fürchterlichste Art herausgerissen wurde. Die französische Revolution hatte schon mächtig um sich gegriffen. Straßburg stroßte von einer Menge Fremdlingen unter jeder Maske, und man hatte große Mühe, diesen wilden Andrang von der Hausthüre abzuhalten.

Zum Unglück lebte meine Frau Gesellschaft. Ihr zu Liebe öffnete ich einigen Emigrirten von ihrer Bekanntschaft mein Haus, diese brachten wieder mehrere Andere mit, und so sah ich bald so viele Gäste und Hausfreunde um mich, daß es mir unmöglich war, sie sämmtlich zu überschauen. Da dieß auch meinen Finanzen eben nicht zuträglich war, so stellte ich meiner Gattin die ganze Sache zärtlich vor; sie willigte auch mit Freuden in die Entlassung dieser Freibeuter ein, bat mich aber doch einigen wenigen den Zutritt zu gestatten, um die Sache nicht auffallend zu machen. Ich ließ ihr die Wahl derselben. O hätte ich nur dieß nicht gethan!"

(Fortsetzung folgt.)

A p h o r i s m e n

(Von Heinrich Adami.)

10.

Es gibt Menschen, deren erster Anblick unwillkürlich in unserm Innern eine unerklärbare, heftige Antipathie gegen sie erregt. So gibt es auch Bücher, deren bloße Titel ähnliche Reproduktionen in unserm Begehrungsvermögen erzeugen. Es gibt aber auch wieder Menschen, die immer und unter allen Umständen gefallen, rein ihres bischen Lärchens willen, welches die Laien als ein divinum quid mit einer besondern Scheu angloßen und bewundern — und so gibt es auch Bücher, an die sich, bloß ihrer Aussenseite willen, kein gallfüchtiger Kritikus wagt und hat auch irgend ein kaltblütiger, den magischen Zauber mit irdischem Auge prüfender Mann im Sinn, dem zurückschreckenden Mantel des Vorurtheils einen heterogenen Saltenwurf zu geben, gleich wird er von dem blind bleiben wollenden Leser-Rudel gar arg mitgenommen und kommt mit seiner gut gemeinten Aufklärungslust hart in die Klemme. So kommt's, daß manches moderne Drahtpuppen-Dichterlein eine Beliebtheit genießt und noch etwas mehr, — wir nennen's Ruhm! — die vielleicht ein Wieland im Leben nie kannte, indeß manches wackre Talent, welches das oben berührte divinum quid nicht als Aushängeschild auf der Stirne trägt, unbeachtet oder doch nie nach seinem realen Werthe gewürdigt, sich bald, durch seinen Unglücksstern bewogen, aus dem Assemblee-Zimmer des poetischen Horizonts, zu flühen gezwungen sieht, in welchem es bei minder ungünstigen Umständen gewiß als ein Sternbild erster Größe gestammt hätte.

11.

Das goldne Zeitalter der Aufopferungen ist vorüber, — obgleich es jetzt mehr Gelegenheit dazu gäbe, als je.

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Ofen, 21. November 1827.

(Beschluß von No. 139.)

Mlle. R*** — eine Dilettantin — trug ein Konzert in a moll von R. Hummel auf dem Piano forte, Variationen von L. Janša auf der Violine und eine große Arie aus Elise und Claudio mit Rezitativ und Chor im Gesange vor. Diese Vielseitigkeit verdient schon an und für sich Bewunderung und in der nämlichen Rangordnung, wie ich der Kunstbesessenen Leistungen hier aufzähle, steht auch dieser letzteren Werth. Das Piano forte sagt der Weiblichkeit jedenfalls mehr zu. Die Violine erfordert eine kräftigere Hand und eine Haltung, die nur der Mann vollständig und das schöne Geschlecht nicht geben kann, ohne mit etwas Anstößigkeit an die bogenführenden Amazonen zu erinnern. Im Gesange hat Mlle. R*** in so ferne noch mehr Übung nöthig, als sie sich damit wiederholt öffentlich hören lassen wollte. Das Vocal-Quartett von Eisenhoff, gesungen von den Herren Sommer, Kurz, Konti und Seufert hat sein Gelingen vorzüglich den beiden Ersteren zu danken. Herr Czernohorsky, Mitglied des Orchesters, bestrich mit dem Adagio und Rondo auf der Klappentrompete von Weidinger durch außerordentliche Fertigkeit. Ganz entzückte uns aber Mad. Nöhl mit der Vortragung eines niedlichen Gedichtchens — sie schien der begeisterte Dichter selbst zu seyn — so warm hatte sie sich dieses Kindchens seiner Muse angenommen. Herr Schwarzh, ebenfalls Orchester Mitglied, spielte ein liebliches Divertimento von Braun auf der Oboe mit vieler Leichtigkeit, schönem — rhytmischem Vortrage und wird in der allgemeinen Anerkennung seines Talents gewiß Nahrung für den Kunstfeiler gefunden haben, der ihn besetzt. Der Konzertgeber selbst ließ sich in einer Konzert-Polonaise auf dem Takan von eigener Komposition, dann in selbst verfaßten Variationen über ein beliebtes Thema von Kowelli mit Begleitung einer 2ten Gitarre (Herr Kändler) hören, und bewies seine Kenntniß vom Umfange und der Behandlung beider Instrumente. Warum er als erster Theater-Violonist uns nichts auf der Violine zum Besten gegeben, mag wohl bloß der Delikatesse zuschreiben seyn, das Debut der Mlle. R*** nicht verdunkeln und dieser den Rang an diesem Abend nicht streitig machen zu wollen.

Das aber Herr K. Berndt — zweiter Violonist unsers Theaters — ein sehr geübter und studierender Künstler sich noch nicht besonders produziert habe, ist bloß seiner Bescheidenheit zuzuschreiben, die er jedoch, unsern Wünschen gemäß, nicht weiter treiben und uns wohl nächstens mit einem Kunstgenusse überraschen sollte, den wir uns von ihm nicht anders als vollkommen versprechen.

Zum Schlusse der ersten Abtheilung tanzten Mlle. Dzhinger und Herr Uhlisch ein Pas de deux. Sie ist uns als graziose Tänzerin schon bekannt. Herr Uhlisch, der bloß aus Gefälligkeit für Herrn Stollberg hier zum ersten Mal tanzte, versuchte einige Grotesksprünge, die ihm nicht mißlangen. Ist das nicht mehr als hinreichend — da man sonst selbst im gewöhnlichen Schritte alle Augenblick der Gefahr zu stolzen aus-

gesetzt ist? — Und nun wieder zurück in das melodisch-harmonische Reich der Töne, welche die Seele an den Urquell hinaubert, den eine ewige Sphärenmusik umgibt, von der die unsrige nur ein schwacher Nachhall ist, der uns zum jenseitigen Hochgenusse vorbereitet, auf daß wir für diesen empfänglichster werden mögen. Daß hierzu die Kirchenmusik wohl die geeignetste sey, wird wohl kein Kenner in Abrede stellen. Welches Fach hat auch in Euterpens und Polyhymnia's Bereich größere Meisterwerke aufzuweisen? Der Regens-Chor an der Festungs-Pfarrkirche Herr Seemann, dessen in der Preis schon einige Male verdienter Maßen ehrenvolle Erwähnung gesüh, hat seither nicht nur nicht aufgehört, uns sich verbindlich zu machen, sondern sucht seinem Berufe immer mehr zu entsprechen und dem hohen Zweck seiner Kunst näher zu rücken. Unter seinen letzten Aufführungen sind das von ihm selbst komponierte Requiem (in der Festungs-Garnisons-Kirche für den jüngst gestorbenen Herrn General-Kommando-Adjutanten Oberst-Lieutenant von Fleischner abgehalten) und die am Feste der h. Cecilia in der obern Pfarrkirche produzierte große Messe von J. Haydn die gelungensten. — Daß in diese Messe eingelegte Offertorium von Mich. Haydn, und das Vias tuas Domine von Diabelli waren uns eine sehr angenehme Ueberraschung. Was Herr Seemann übrigens für die Kunst sonst noch wirkt, wird hier allgemein dankbar anerkannt. Nächstens wird ihn das Ausland durch ein großes Libera kennen lernen, das er einem der vorzüglichsten Musik-Konservatorien zugesendet hat. Die von ihm in Musik gesetzte, in der Preis vorläufig aufgenommene Romanze des Herrn J. B. v. Vitalli „Amor und die Grazien“ wird nicht minder seine Originalität beurkunden, indem gedachtes Werk auf dem Wege ist, in Wien öffentlich im Druck zu erscheinen.

Und nun kann ich auch nicht unterlassen, eines Herrn Herschan, Kapellmeister des hier garnisirenden löbl. Inf. Regiments Baron Grech zu erwähnen. Dieser hoffnungsvolle Künstler hat vor Kurzem eine Messe komponirt, die zwei Male in der untern Pfarrkirche bei St. Anna aufgeführt wurde, und uns, wenn dieser ehrenwerthe junge Mann in seinem Eifer für die Kunst beharrt, noch Besseres erwarten läßt. Möge der Genius, der ihm zur Seite steht, nicht eher von ihm weichen, als bis wir ihn den Meistern unserer Zeit würdig angereiht sehen, und er den Pfad ans fernste Ziel allein fortzuwandern vermögend ist. Franzylvanus.

Flüchtige Notiz.

Madrid. In der hier Statt gefundenen diebstahligen Kunstausstellung fand sich im Fache der Malerei nichts Vorzügliches; allein in jenem der Bildhauerei eregte eine Marmorgruppe von dem Spanier Alvarez ungemeynes Aufsehen. Sie stellt eine Scene aus der Ermordung Saragoña's dar, nemlich die Vertheidigung eines Greises durch seinen Sohn. Die Dimensionen sind zwar kolossal, doch soll das Ganze einen wunderbaren Reiz des Ausdrucks haben, und wird einstimmig für eines der größten Meisterwerke der neuern Schule gehalten.

Auflösung der Charade in No. 131.
Noth — Thon.